

VII.

Beginn des Reiselebens. Jacobi. Deutschlands und
eignes Erstarben. Maria.

— 1814.

Ums Jahr 1806 faßte bei Jean Paul eine schmerzliche Gleichgültigkeit gegen das Leben Wurzel, die ihn nach und nach, obwohl er sie äußerlich nicht verrieth, im Stillen zu wahrhaft trüben Betrachtungen führte. Wohl hatte daran das Unglück des Vaterlandes vornehmlich Antheil, wie ihn denn der von der Stadt Baireuth dem Kaiser Napoleon geleistete Eid selbst körperlich auf das heftigste erschütterte. Eine andere mitwirkende Ursache war, daß er glaubte, im „Siebenkäs“ und „Titan“ sein Bestes der Welt gegeben zu haben, daß seine Bahn abwärts gehe und daß gegen die Seligkeit der Jugendbegeisterung kein noch so großes Glück der späteren Jahre das Gleichgewicht halte. Uebrigens ist nicht zu übersehen, daß seine anstrengende und unausgesetzte Thätigkeit seine Körperkräfte schwächen mußte, nicht gerechnet, daß diese kaum durch irgend ein Gift so rasch und sicher verzehrt werden, als durch das fortbrennende Feuer der Phantasie.

Eine Erleichterung seiner äußern Lage, die ihm der Fürst Primas in einer Professur der Aesthetik an der höhern Lehranstalt in Aschaffenburg mit einem Gehalt von 1000 fl. (zu seiner bisherigen Pension) antrug, mußte Jean Paul ablehnen, da er durch die Uebernahme einer Lehrstelle, wie leicht man sie ihm auch zu machen bereit war, bei seiner Gewissenhaftigkeit sein ganzes Schreib- und Arbeitsleben, mithin sein

höchstes Gut, die Freiheit, gefährdet sah. Dagegen kam er auf ein Heilmittel zurück, das er — wiewohl in andrer Gestalt — in früher Jugend mit besondrer Vorliebe angewandt — das Reisen. Geist und Körper schöpften neue Kräfte aus dem zeitweiligen Wechsel der gewohnten Verhältnisse und diese erhielten selbst wieder durch den Anblick aus der Ferne und durch die Vergleichung einen neuen Reiz. Wenn Jean Paul eine solche kleine Reise machte, miethete er sich einen Lohnkutscher (das Postfahren war ihm zuwider), versah sich mit dem nothwendigen Material zu einer bestimmten schriftstellerischen Arbeit, mit einer kleinen Reisebibliothek zum Studieren, und einer Anzahl Hefte für die zufälligen Bemerkungen. Er liebte kleine Tagereisen, weil ihm das Reisen selbst Zweck war und er im schnellen Dahin- und Vorüberfahren ein glattes, flüchtiges Sichabfinden mit der Welt sah, das seinem warmen Gefühl, seiner Werthschätzung selbst der kleinsten Lebensverhältnisse widerstand. Auf einer jeden Reise führte er ein genaues Tagebuch über Erlebnisse, Gedanken, Bemerkungen, Besuche, Bekanntschaften u. s. w. Am Reiseziel angelangt bezog er ein, in der Regel schon im voraus gemiethetes, kleines Quartier in einem bürgerlichen Hause und richtete sich hier möglichst einfach nach Studentenweise ein. Man kann sich eine Vorstellung machen von seinem Reiseleben, wenn man liest (in einem Brief an seine Frau): „Ich lege die Feder weg, um heute einmal besser, als gewöhnlich, zu soupieren, erstlich ein Stückchen Preßsack, dann ein Stückchen Dessertkuchen! Ach! eingeschnittene Kartoffeln! wo seid ihr?“ In der Arbeitordnung trat so wenig als möglich Aenderung ein, er las und schrieb wie zu Hause und die Erholung bestand wesentlich im Wechsel der Arbeitstube. Die erste dieser Reisen, die er nach

längrer Unterbrechung unternahm, war im Junius 1811 nach Erlangen, wo er unbeschreiblich glücklich war durch — Einsamkeit, Bücher und blauen Himmel; vor allem durch ein Gefühl von Gesundheit, wie er es seit Jahren nicht gehabt.

Ganz so vortheilhaft für die Gesundheit bewährte sich die nächstjährige Reise nach Nürnberg, im Junius 1812. Diese hatte aber nebenher noch eine höhere Bedeutung für Jean Paul, nicht allein, weil er sie in Gesellschaft des geist- und kenntnißvollen Dr. Seebeck machte (mit welchem er „ohne Langweile und Schweigen nach Rußland gereist wäre“), sondern, weil ihr Ziel die Erfüllung eines heißen, heiligen Lebenswunsches war. Friedrich Heinrich Jacobi wollte von München aus die Seinen am Rhein besuchen und hatte Jean Paul zu einer Zusammenkunft in Nürnberg, das er auf seiner Reise berührte, eingeladen.

Mit Freuden, obwohl nicht ganz ohne bescheidenes Bangen, hatte Jean Paul zugesagt. Die Männer, seit so langen Jahren durch gegenseitige Liebe und Achtung, aber nur mit den Schreibhänden verbunden, sollten sich nun persönlich gegenüber treten. Lassen wir Jean Paul selbst erzählen:

„Während meines Einspruchs bei der Gräfin Monts besuchte mich Jacobi um 10 Uhr, da er schon um 9 Uhr nach einer stärkern Ueberreise angekommen war und briefmäßig doch erst um 2 Uhr eintreffen wollte. Um 11 Uhr hatt' ich ihn an meiner Brust. Ich hielt einen alten Bruder und Bekannten meiner Sehnsucht in meinen Armen. Kein Weltmann — außer im schönsten, edelsten Sinne — der stille, edle Alte! Mir war, als säh' ich ihn blos wieder. Ueberall Zusammenpassen, — sogar seine Schwestern gefielen mir. — Es ist unmöglich, den alten Mann nicht zu lieben; und sogar sein

philosophischer Feind Hegel liebt ihn jetzt. — So oft wir auch beisammen waren, haben wir doch kaum auszureden angefangen; und die ewigen Gespräche über Philosophie, welche aber feltner Streitigkeiten, als Mittheilungen und weitere Auseinanderwicklungen waren, ließen zu vielen Fragen über sein Leben, seine früheren Bekanntschaften gar keinen Raum. Er sucht wirklich mit reinem, warmen Eifer unausgesetzt nur die Wahrheit. Sein Buch über den Realismus hat er mir für den neuen Druck zu Anmerkungen dagelassen. Er will mich durchaus nach München haben zum Durchsehen und Ordnen seiner Papiere, deren er mir mehre gab, denen zum Druck wenig an Styl und — Handschrift fehlt (so ruhig und gleichförmig ist auch letztere, wie sein ganzes Benehmen, Reden und sein sanfter, edler Sprechton). Schon in der ersten Viertelstunde muß' er meinen Sprüngen zwischen Ernst und Scherz zuschauen; und als ich es halb entschuldigte, sagten die Schwestern, er thue selber oft dergleichen. Uebrigens scheint er mir doch nicht den rechten Sinn für Scherz zu haben, daher er sich „Kagenberger“ und „Fibel“ nicht hinauslesen lassen (freilich von den armen Schwestern; und ich billigte es selber und rieth ihnen, solche Sachen, wenn es zu machen wäre, anstatt mit ihren Lippen vorzutragen, ihm lieber auf einer Kempelschen Sprachmaschine vorzuspielen). Zuweilen nimmt ihm das Alter die Fortsetzung einer Idee; auch klagt er, daß er sprechend jetzt nicht Herr genug über seine Darstellung sei — was ich aber nicht fand. — Er hat überall Ruhe, nicht Kälte; kann daher so leicht Feinde ansprechen, anhören und befriedigen, als ich schwer. Es bleibt die Vormitternacht mir rührend, wo wir allein, er mit dem Schatten des Lichtschirms auf dem Gesichte, leise über das Wichtigste sprachen. — Und

doch — höre! Er sollte meinem erdigen Herzball einen neuen Stoß zur Bewegung um die höhere Sonne geben und mich heiligen, und mir soviel sein, wie Herder, ja mehr als Herder. Er war beides nicht und meine frömmsten Wünsche für mich können leider nur von weiter niemand erfüllt werden, als von mir selber. — Hab' ich nur ihn gesehen, hatt' ich bisher gedacht, so werd' ich ein neuer Mensch und begehre weiter keinen edel-berühmten Mann mehr zu sehen! Ach! — Er sieht ganz gesund aus (wie auch sein Paß besagt), und ißt mehr und trinkt so viel als ich. Er kann vom Morgen an bis Vormitternacht in Einem fort unter Menschen, Genüssen und auf Häuser- oder Visitenreisen sein. Ich blieb zu seiner Bewunderung meiner alten Regel treu, mitten aus der wärmsten Gesellschaft in meine kühle Einsamkeit zu laufen, um mich vom Erholen zu erholen. — Als ich Jacobi — es kommt seine Rehrseite — fragte, ob ich's mit meiner Freiheit u. nicht übertriebe? bejahte er's halb, und doch nur so, daß ich keinen Nutzen von der Frage hatte. Ueberall sieht er zu sehr und zu ängstlich auf seine Erscheinung und Darstellung vor Andern und wagt gar nichts; sowie er schon früher meine Frage verneinte, ob ich öffentlich in der Dedication des Clavis an ihn sagen dürfe, er habe sie vor dem Druck gelesen. . . . Etwas gehört dem Alter an und den vier weiblichen Händen, die ihn tragen und wiegen. — Daß er mich liebt, weiß ich aus seinem jedesmaligen Abschiednehmen, und aus der Liebe seiner Schwestern, und aus den sanften Vorwürfen, wenn ich in den Intervallen seines Zuhauseseins nicht kam; aber wieviel er an mir mit Recht und Unrecht tadelt, weiß ich nicht. Ueber meine persönlichen, menschlichen und frühern und schreibenden Verhältnisse hat er keine Frage gethan. Doch war auch

die Ueberfülle des Redestoffs mit Schuld. So wurde fast nichts über die Welthändel und nicht genug über Haman, Göthe und Klopstock (und dieß nur auf meine Fragen) gesprochen. Im Politischen ist er ziemlich freimüthig.“

Vier Tage (vom 2.—5. Junius 1812) waren die Freunde beisammen, dann entslog Jacobi; Jean Paul aber kehrte erst in der zweiten Hälfte des Monats nach Baireuth zurück.

Im Jahr 1810 hatte Jean Paul den Anfang gemacht, seine zerstreuten kleinen Dichtungen und Aufsätze zu sammeln und mit Hindeutung auf die abwärts gehende Bahn seines Lebens als „Herbstblumine“ herausgegeben. Eine zweite Sammlung kleinerer, aber größtentheils noch ungedruckter Abhandlungen und Dichtungen gab er in seinem „Museum“ heraus, und zwar in besondrer Beziehung auf die Gesellschaft dieses Namens in Frankfurt, die ihn zu ihrem Mitglied ernannt hatte. In einigen dieser Aufsätze sind naturwissenschaftliche Fragen nicht sowohl beantwortet, als gestellt, aber auf eine Weise, daß die Wissenschaft ebensoviel Gewinn davon ziehen kann, als der ungelehrte Leser Freude und Belehrung. Vornehmlich aber überraschend ist der Gebrauch, den Jean Paul von seinen medicinisch-anatomischen Kenntnissen für humoristische Darstellungen zu machen gewußt, wenn er den Walther Bierneißel seine Klage über die verlorenen Fötus-Ideale vorbringen läßt. Als wesentlicher Beitrag zur Anthropologie müssen die scharf- und tiefsinnigen Abhandlungen über die Wunder des organischen Magnetismus und über die Träume angesehen werden.

In diese und andere vorzugweis wissenschaftliche Arbeiten hatte Jean Paul sich versenkt, seit er die Vorschule der Aesthetik begonnen und seit die Schwere der Zeit ihren Druck

auch auf seine dichterischen Flügel ausgeübt. Mit dem Morgenroth der Freiheit, das mit dem Neujahr 1813 über Deutschland aufstieg, erstand auch in ihm wieder — nicht die Hoffnung; die hatte er nie verloren; sondern — die dichterische Schöpfungskraft; ja sogar, gegen seinen neuen Lebensüberdruß die alte Lebensfreude, so daß er einem Freunde schreiben konnte: „Jetzt wäre mir der Tod fatal und ein schlechter Spaß bei meinem bessern.“

Am 21. Februar 1813 wurde „Nicolaus Marggraf (der Komet)“ angefangen, der Anlage nach ein großer komischer Roman, der für die deutsche Literatur das werden sollte, was der Don Quixote für die europäische ist. Mit großer Lust und noch größrem Kraftaufwand — denn zu keinem seiner Werke hat Jean Paul soviel Studien und Vorarbeiten gemacht — ward der Plan entworfen und mitten unter dem Lärmen des Kriegs und während der Dichter Schlachten und Siege mit seiner begeisterten, oft stürmischen, immer erhabenen Rede begleitet, ausgeführt. Er war wieder jung worden durch die Zeit. „Das Ende des zweiten Bandes (schrieb er einem Freunde) und die fruchtbare Leichtigkeit, fortzufahren und mich selber schreibend zu erquicken, läßt mich ordentlich noch zwischen künftigen philosophischen Werken und zwischen dreierlei Arten von ästhetischen, die ich zu machen wähle, schwanken.“

Wer aber Jean Pauls Theilnahme an den großen Ereignissen des Vaterlandes in jenen Jahren kennen lernen oder sich ins Gedächtniß zurückrufen will, den erinnern wir an „Mars und Phöbus Thronwechsel im J. 1813,“ an die „politischen Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche, mit den Nachdämmerungen;“ dann an die in

der „Herbstblumene“ zusammengestellten Aufsätze: „Traumdichtungen in der ersten Nachtmitternacht des neuen Jahres; Zeitbetrachtungen im Wonnemond Europas; die Schönheit des Sterbens in der Blüthe des Lebens; ein deutscher Jüngling in der Nacht des 18. Oct. 1814; Erinnerungen aus den schönsten Stunden für die letzten“ u. a. m. Lauter frische, unverstümmelte Quellen für die Kraft des Glaubens, für die Festigkeit der Hoffnung, für die heilige Liebe zum Vaterlande.

Mitten in die wiederkehrende Lebensfreudigkeit warf aber das Schicksal ein furchtbar tragisches Ereigniß. Wie verschieden auch die Urtheile über Geschmack und Richtung, selbst über das Talent Jean Pauls sein mochten, in Einem waren alle einig, in der Anerkennung einer fast beispiellosen Wahrhaftigkeit und dem Bewußtsein von der Realität der geschilderten Ideale wenigstens an einer Stelle: nemlich in der Seele des Dichters. Denkt man nun an die strömende Fülle von erweckenden, erhebenden, stärkenden Gedanken, an den begeisterten Ausdruck der heiligsten und reinsten Empfindungen, und an die vom Ewigkeitglauben getragene Kraft der Lust über den Abgründen des vernichtenden Schmerzes, so begreift man, wie zumal in einer Zeit allgemeinen Wehs und großer Zerfahrenheit eine Menge trostbedürftiger Seelen vertrauensvoll an ihn sich wandten, wie an einen Retter und Heiland. Bei der großen Menschenliebe, die es Jean Paul fast unmöglich machte, auch nur den geringsten Brief unbeantwortet zu lassen, und bei seiner strengen Arbeitordnung und Zeiteintheilung, kam er durch solche Erfolge seiner schriftstellerischen Thätigkeit nicht selten in peinliche Verlegenheit. Aber selbst ein herzzerreißender Schmerz sollte ihm von eben daher kommen, wo er in der That nur Freude zu ernten hoffen durfte.

Maria (so heiße das unglückliche, aber bewundernswerthe Mädchen, dessen Geschichte uns zu obiger Bemerkung veranlaßt, und die fast auf märchenhafte Weise in Jean Pauls Leben eingreift, nicht nur um ihm ungeahnte Leiden zu bringen, sondern wie eine schwerste Prüfung seiner Menschenliebe und Güte) war die Tochter eines hochherzigen deutschen Mannes, dessen Kopf unter dem Henkerbeil der Schreckensregierung in Paris gefallen, und die von ihm und aus den Lehren einer großgesinnten Mutter frühzeitig den Flug nach den Höhen der Menschheit genommen, und sich hier eine Welt der Ideale aufgebaut, in der nichts Kleines und Gemeines Zutritt hatte, und für die sie mit Verachtung von Lebensgenuß und Todesfurcht schwärmerisch erglühte, während sie allen häuslichen und kindlichen Pflichten, auch den untersten, mit treuester Gewissenhaftigkeit entsprach. Schon in ihrem zehnten Jahre war sie mit den Schriften Jean Pauls bekannt und hatte an ihn in kindlicher Begeisterung geschrieben (doch ohne daß der Brief an sein Ziel gekommen); als sie zur Jungfrau erwachsen, war er die Sonne, deren Strahlen sie mit ihrem Zauberschein beglückten, aber auch mit ihrem Feuer verzehrten. Jean Paul, für sie der Inbegriff all des Herrlichen, was seine gedichteten Charaktere vereinzelt besaßen, war der einzige Lebende, der in ihre ideale Welt gehörte, er der Einzige, der bethätigte, daß sie nicht schwärmend etwas Unmögliches verlangt, der höchste, reinste Mensch, ein Heiliger, ja ein neuer Christus, der allein sie über den Lebenswogen, die sie rechts und links hinab zu ziehen drohten, erhalten hatte und ferner erhalten konnte; und dessen Nähe (obwohl sie viele Tagereisen weit von ihm wohnte und von ihm nichts gesehen, als seine Schriften und sein ziemlich elendes Bildniß) für sie unter jeder Form

und Bedingung das Ziel war, an dem allein sie Ruhe finden konnte. So weit war sie den Träumen ihrer glühenden Phantasie gefolgt, als sie an ihn schrieb:

„Ist es nicht zu kühn — darf ich einmal schreiben an den theuersten Menschenfreund und ihn meinen Vater nennen? ach! den ich vielleicht nie sehen werde und dem ich so viel zu danken habe, die höchsten Wohlthaten, die erhabensten Wahrheiten, all das Gute, das mich begeistert, und eine ganze Ewigkeit, die er mir vor meiner Seele aufgethan! Ich kann meinen Dank nicht ausdrücken, aber wenn ich an Ihre unendliche Güte denke, bricht er in Thränen aus und mein Herz ist mit Wünschen für Sie erfüllt. — O daß Du bist und lebst! Dieser feste Glaube an Dich ist ein Himmel, den mir Niemand rauben kann. Allmächtig wirkst Du auf die Menschen, Du hilfst uns auf und erfreuest uns! Ich vergess' es nie.

Sie fragen aber vielleicht, wer Sie denn hier anrede? Aber ich bin nur ein kleines Mädchen und zu wenig, als daß ich meinen Namen nennen möchte. O, wär' ich groß und wie ich sein sollte: keine Länder und keine Meere würden mich abhalten, wenigstens einmal im Leben den zu sehen, der so lange schon in meinem Herzen die Stelle eines Vaters einnimmt. Aber Fehler und einengende Verhältnisse halten mich entfernt und ich würde mich nicht getrauen, auch nur ein Wort an Sie zu schreiben, wenn ich nicht hoffte, doch einige Freundschaft zu verdienen und Rücksicht wegen meines Willens; da ich kaum einen Wunsch habe als den höchsten: so zu werden, daß ich Ihre Achtung verdiene und die Sonne hätte, daß Sie mich einmal „Tochter“ nennen. Ach, mein ganzes Leben ist fast nur ein Streben nach Werth und doch, o Vater, warum geht es nur so langsam vorwärts? Es ist das Be-

trübteste, was es für mich gibt, und nur gut, daß ich wahr und redlich bin.

Doch ich will nicht auch Ihnen zur Last sein; ich will Ihnen nur sagen, daß Ihr Bild und Ihre Werke, daraus ich mir vieles abgeschrieben, mein bestes Gut sind. Das Pult, worin ich alles aufbewahre, ist mir ein Altar und ich mag schon gar nicht mehr ausgehen, um nur immer (sobald es die Hausgeschäfte erlauben) bei dem geliebtesten Vater zu sein. Ich habe Niemand, mit dem ich von ihm spräche; ich lebe vielleicht zu einsam, und bin — schon von Natur einsiedlerisch — durch Gewohnheit von einer Welt abgezogen worden, die mich zu wenig befriedigt und auf der ich fremd bin und bleiben werde. Es wird nicht zu helfen sein! — Doch bin ich sorgenfrei und thätig und lebe der Hoffnung auf eine Zukunft, die Sie mir so groß und verherrlicht zeigen. Ach! da ich nicht Dein Kind sein kann, so hat der Wunsch zu sterben recht viel Süßes für mich, und der Tod wird mir ein Strahl des Himmels sein, der mich berührt und meine Seele zur ewigen Liebe und zu Dir, mein Vater, erhebt. Denn ich werde gewiß den Weg unter die Erde zuerst gehen müssen, ehe ich zu Deinem himmlischen Herzen komme. Und Du wirst meine Seele, an der jetzt noch nicht viel zu lieben ist, gewiß einst lieben in einer andern Welt, wenn Du siehst, was sie gewollt hat. Ach! wirst Du mich auch kennen unter den unzähligen Seelen, die Dich umfassen und lieben werden? Der Himmel lasse mich nur Dich nicht überleben! O, dürft' ich einmal zugleich mit Dir diese Erde verlassen! Seligeres könnt' es für mich nichts geben, als von Dir geführt, in die ewige Welt einzugehen und dort, wo ich Dir ähnlich sein werde, es Dir zu sagen, wie ich schon auf der Erde an Dich dachte

und da Niemand beneidete, als die drei Engel, die Deine Kinder sind.

Denken Sie es auch, lieber Jean Paul, daß es Glück ist, was mir von Kindheit an so viel fehlte. Kaum daß ich einen Vater hatte, so früh verlor ich ihn; ich verschweige aber, wie er starb; denn sonst errathen Sie, der Sie sein Leben kennen, alles. (Ungerecht aber wär' es, wenn ich's nicht sagte, daß ich eine sehr rechtschaffene Mutter und eine eben so gute Schwester habe.) O, mein Vater, lasse mir darum die geheime Freude, Dich immer so zu nennen. Du hast mich ja erweckt zu einem bessern Leben und ich habe nichts, das mich so sehr freuet, als der Gedanke an Dich. Es wird, ich fühl' es — o fühl' es auch! — mein letzter dieser Welt sein, und wenn ich jenseit erwache, wieder mein erster.

Und so nimm denn meine Thränen und meinen Dank gütig auf, und freue Dich, mein Vater, daß Du den Menschen so viel hilffst und sie so oft tröstest, und glaube es, daß wir Alle, sobald uns nur ein wenig das Licht aufgeht, vor Liebe viel für Dich opfern wollen und ich so gerne Alles! — Ach! lebe tausendmal wohl! Aber mich errathe nicht, bis ich werth bin, zu Dir, meinem Schutzengel, zu kommen!

Nachschrift. O! warum kann nicht die ganze Welt in Ihr Haus kommen und bei Ihnen bleiben! Wahrlich! wir wären Alle gerettet. O, wie oft träumte ich schon, ich wär's, und hätte als die älteste und zu seinen Künsten am wenigsten begabte Tochter — denn ich bin unglaublich unwissend und einfältig — auch die schwersten Arbeiten darin, für mich wahre Spielerei, zu besorgen. Wie recht froh wollte ich sein, wenn ich so ein nützliches Glied Ihrer Haushaltung würde und gar keine Magd da wäre, — ich that und thue ja zu Hause auch

alles (außer dem Gassenkehren) und gern, weil ich die Nothwendigkeit dieser Geschäfte einsehe, und weiß, daß, wenn man sie gut macht, etwas Ganzes und Wichtiges daraus wird: eine ordentliche Haushaltung. O, wie wollt' ich für Sie und die Ihrigen arbeiten! — Aber dieß sind wohl nur Träume!“

Träume waren es; aber die Eumeniden folgten ihnen wachend nach. Wie als hätte das wilde, aber ganz unschuldige Mädchen vom Baume der Erkenntniß gegessen, gerieth ihre Seele in eine ängstliche Flucht. Ihre Augen waren aufgethan, und sie schämte sich dessen, was sie sah. Das Verlangen, körperlich dem Manne nahe zu sein, mit dem sie in ungewußter geistiger Vereinigung lebte, hatte ihre Unschuld getrübt; es war ihr, als habe sie das Göttliche mit unheiligen Händen berührt, und auf ewig sei es ihr entzogen. In bitterer Reue, unter tausend Thränen schreibt sie am folgenden Tage mit ihres Namens Unterschrift einen zweiten Brief, der das Ungestim des ersten widerlegen, und den Inhalt der Nachschrift zurücknehmen soll; in der That aber beides wiederholt. Dieß fühlend läßt sie einen dritten und einen vierten Brief in kurzen Zwischenräumen folgen, in denen sie sich umsonst Mühe gibt, mit Asche die Gluth zu decken, die nur mit immer stärkern Flammen hervorbricht, und während sie um gänzlichcs Vergessen bittet, den Plan, als Magd in sein Haus zu kommen, mit steigender Hoffnung fest hält. Nun harret sie ängstlich der Antwort, berechnet nicht die Weite des Wegs, den schon durch die Kriegstürme unterbrochnen Postenlauf, die Arbeitenlast ihres angebeteten Freundes und keine der vielen Möglichkeiten, die zwischen Absendung und Empfang eines Briefes liegen, am wenigsten die Schwierigkeit der Antwort selbst; sondern von ihrer Reue auf Jean Pauls Zorn schlie-

send, erfüllt sie sich ganz mit dem Gedanken, dem Geliebtesten aller Menschen verächtlich zu sein, den, den sie sich zum Heiland erkoren, leichtsinnig von sich gestoßen zu haben, und kennt keine Rettung aus dieser Dual, als durch — den Tod. Rasch folgte dem Entschluß die That. In der Dämmerung eines Maimorgens steht sie auf der Brücke über dem Strom, der an ihrer Vaterstadt vorüber fließt; schon hat sie das Messer gegen ihr tobendes Herz gezückt, um durch einen doppelten Tod jeden Rettungsversuch zu vereiteln; nur den ersten Sonnenstrahl will sie erwarten — da stürzt, von banger Ahnung getrieben, die Schwester herbei und nur ihrem durchdringenden Jammer und der wiederholten Erinnerung an die trostlose vor Gram sterbende Mutter gelingt es, ihren festgefaßten Entschluß zu brechen. Sie folgt, ohne die Ursachen ihres schrecklichen Vorhabens zu offenbaren, der Schwester und verspricht der Mutter ihr Leben, obschon ein freudeleeres. Da kam Jean Pauls Brief:

„Ihre vier Briefe eines guten und überwogenden Herzens hab' ich empfangen. Ihren Namen errieth ich — und sogar ein Freund von mir — in der ersten Stunde. Der dahingegangene edle Vater ist dieser guten Tochter werth; aber möge er, den diese Erde nicht belohnte, jezo von ihr belohnt werden, wenn er vom Himmel herabsieht auf seine Tochter voll reiner Gluth. Gleichwohl würde er wünschen: „Irgend ein guter Mensch nehme meine liebe Maria an Tochter Statt als geistiger Vater an; — er stille ihren Sturm, auch im Guten, der nicht erwarten kann; — er sage ihr, daß im wirklichen Leben, am meisten in der Ehe, am stärksten bei dem weiblichen Geschlecht jede auch unschuldigste Heftigkeit in die Dornen und Dolche der Erde stürze; — daß sogar der mäch-

tigste und heiligste Mensch des All sanft, mild und ruhig war, nehmlich Christus; — er sage ihr, daß sie in ihrem Innern fliegen dürfe, aber mit ihrem Außern nur schreiten müsse, und daß sie zwar ihr Herz dürfe auflodern lassen in ungemessene Flammen, daß sie aber nicht eher handeln solle, als später, wenn die Gluth schon Licht geworden! Einen solchen geistigen Vater wünsch' ich meiner Maria, der es ihr sage!“

Und hier hast Du ihn, liebe Tochter, und ich hab' es Dir gesagt. Deinen Traum, zu mir zu kommen, hab' ich sogleich wachend ausgelegt. Verlasse Deine Mutter nicht. Ich komme wahrscheinlicher zu Dir, als Du hieher. Ich liebe Dich. Ich und meine Frau grüßen Dich. Bleibe immer so gut, meine Tochter! Dein Vater J. P. F. R.“

Erst mit tausend Thränen mußte Maria die theuern Schriftzüge benezt haben, ehe sie danken, ja ehe sie nur sie lesen konnte. Dann aber strömte ihr Gefühl in Worten aus und vertrauend übergab sie ihrem großen Freund die Schreckensgeschichte des Maimorgens mit einem für ihn in der Nacht vorher geschriebenen Brief, in welchem sie ihm sagt, daß die Vorstellung, ihre Briefe und der Gedanke an Sie müßten ihm widerlich sein (weil er nicht geantwortet), so vernichtend wirke, daß sie nicht mehr leben könne, daß sie aber doch noch Abschied von ihm, diesem theuern Vater nehmen müsse, und daß er manchmal an sie denken möge. „Ehe ich auf immer, schließt sie, von dieser Welt gehe, schaue ich noch einmal und recht lange und innig Dein Bildniß an, das mich so oft trösten wollte und mich nie mißverstand, dieses liebe, sanfte Vaterbild, das ich so oft schon angesehen habe, das ich mitnehmen möchte. Aber ich will es heut küssen; es ist das erste und das letzte Mal in meinem Leben! — Ach, meine arme Mutter! meine

Schwester! Ach wäre doch alles nur geträumt gewesen und ich hätte nie an Dich geschrieben! — Aber ich kann nicht mehr! Ich sterbe gern, um Dir zu sagen, wie rein ich Dich verehrte!“

Darauf schrieb ihr Jean Paul, erschreckt durch die todverachtende Kühnheit und besorgt um die Sicherheit der Rettung des seltenen Mädchens:

„Liebe Maria, der Ueberfluß dessen, was ich Ihnen zu sagen hätte, wovon manches noch dazu nur von Mund zu Ohr gehen darf, und mein Mangel an Zeit zwangen mich zum Verschieben meiner Antwort auf Ihre letzten Briefe. Der erste, den Sie nach meiner Antwort schrieben, erschütterte mich mehr, als irgend ein Unglück seit Jahren; denn es kam ja auf einen bloßen Zufall an, so hatten Sie auf meine ganze Zukunft einen fürchterlichen Todesschatten geworfen. Sie sollten meine drei Koffer voll Briefe sehen, von denen ich — oft bei den bessern — aus Mangel an Zeit nicht $\frac{1}{6}$ beantwortet habe. Sogar zwischen meinen Freunden und mir, z. B. Geh. Rath Jacobi, Verfasser des Waldemar, dauert der Aufschub der Antworten gewöhnlich Monate lang. — — Auf Ihre vier ersten Briefe, die mich wahrhaft begeisterten und in welchen ich nur eine seltne hohe Liebe und Feuerseele und keine einzige Ihrer oder eines Andern unwürdige Zeile fand, beantwortete ich mit mehr Feuer und Freude, als ich sonst dabei zeige. Sie forderten die Antwort nur zu eilig, zu pünktlich. Konnte ich denn nicht verreiset sein, oder krank, oder todt, oder abwesend, oder in Geschäften? Ihren Schritt, den Sie deshalb thun wollten, muß ich bei aller Größe des Geistes, die er verräth, strenge verdammen; aber nie sei mehr von ihm zwischen uns die Rede. Uebrigens wünschte ich, Sie zeigten

— um Ihrer und meinetwegen — meine zwei Briefe Ihrer guten Mutter, deren nun verschmerzte Wunde ich mir gar nicht malen will.

Sie denken viel zu gut von mir als Menschen. Kein Schriftsteller kann so moralisch sein, wie seine Werke; wie kein Prediger so fromm, als seine Predigten. Schreiben Sie mir künftig recht oft und von allem, was Ihrem Herzen nahe tritt in Freude oder Leid. Sie sind mir jetzt noch durch ein einziges wunderbares Band fester an die Brust geknüpft, als irgend eine ferne Bekanntschaft. Nur ziehen Sie aus langem Schweigen keinen Fehlschluß. Erschüttern und entzücken wird mich einmal unsre erste Zusammenkunft.

Lebe nun froher, gute Tochter! Mögen diese absichtlich nur schlicht und ruhig geschriebenen Worte Dein Herz erfreuen und nicht verwirren und verwunden! Dein Vater J. P. F. R.“

Wohl kehrte nun auf einige Zeit Ruhe in die Seele Maria's; aber auch nur auf einige Zeit. In der schrecklichen Nacht vor dem beabsichtigten Selbstmord war sie sich des Gefühls bewußt worden, das sie zu Jean Paul zog; sie verlangte eine heißere Liebe, als die eines Vaters, und darum schrieb sie ihm auch nun, daß sie ihn nie auf Erden sehen könne, daß sie ihn zu sehr liebe, und daß der einzig ehrenhafte Weg für sie zu ihm durch das Grab führe. Nun träumt sie vom Wiedersehen im Himmel; nun fürchtet sie ungeschickt oder gar unwürdig geschrieben zu haben; nun lacht sie über das ernstwarnende Wort des Freundes, verbittet sich weise Lehren und verlangt eine Locke von ihm und ein wenig Gegenliebe. Dann ist sie glücklich, daß er sie an Kindesstatt angenommen, und daß dieß ein Geheimniß für Alle, selbst für ihre Mutter ist.

Darauf schrieb ihr Jean Paul: „Liebe Maria, die Locke, die meine Frau meinem Glaskopf abgeschnitten für Sie, ist die beste Widerlegung Ihres letzten Briefes oder Fürchtens. Besorgen Sie doch nie mehr — ich bitte Sie darum, meiner Ruhe wegen — daß ich irgend einen Ihrer Briefe, er sei geschrieben, wie er wolle, auf Ihre Kosten mißverstehe. Ich kenne ja Ihr ganzes warmes, reines, idealisierendes Herz und dessen große Kraft; wie sollte mich daran irgend eine Zeile des Augenblicks irre machen können? Was ich freilich tadle, wenigstens beklage, ist, daß Ihr Sonnenfeuer Ihnen süße Früchte zwar reift, aber dann auch austrocknet. — Ihr Schwur, mich nie zu sehen, gilt nicht. (Jetzt kommen weise Lehren, die Sie sich verbeten!) Denn erstlich kann man etwas nur Andern, nicht sich beschwören; und zweitens sich (und Andern) nicht einmal das Gute, oder das Unterlassen des Bösen; denn diesen Schwur bringen wir schon mit auf die Welt und kein neuer verstärkt ihn. Eine andere Sache aber zu beschwören, die nicht im Gebiete der Sittlichkeit liegt, z. B. ewig eine Stadt, einen Menschen zu vermeiden, ist ungerecht und dem Schicksal voregreifend. — Und endlich geht wenigstens mich Ihr Schwur nichts an, und ich werde Sie sehen, wenn ich kann. Dann mag Ihnen schnell der Schwur die Augen mit einem Fächer bedecken, wenn ich Ihnen ihn lasse. Ich male mir die Stunde schön, wo Sie zuerst meine Karoline und meine Kinder sehen, und dann mich. So würd' ich auch alle Ihrigen sehen.

Liebe, gute Seele! Sie sind die erste Unsichtbare, der ich so offenherzige Briefe und vollends die Locke gebe. Könnt' ich es thun, wenn ich nicht so viel Liebe und Vertrauen für Sie hätte, für Sie, die viel mehr für mich opfern wollte, als ich verdiene oder vergelten kann?

Werden Sie nun künftig nicht durch mein von Geschäften und Lagen abgenöthigtes Schweigen auf Ihre Briefe irre! Bricht der Krieg wieder aus und folglich über mein Vaterland hinein, so flücht' ich auf einige Zeit nach Heidelberg. — Lebe froher, liebe Tochter! Quäle Dich nicht, sonst quälst Du mich und Deine Schmerzen verdoppeln sich zu meinen! Dein Vater J. P. F. R.

MS. Ich habe viele Ursachen zu dem Wunsche, daß Du den Deinigen Alles sagest, und finde bei der vertrauenden Liebe, die sie für Dich haben, keinen Grund zum Gegentheil.“

Ganz anders, als Jean Paul in seinem väterlichen Wohlwollen erwarten durfte, wirkte der Brief. Sie sah und las nur Gegenliebe. In Flammen schlug von neuem die Leidenschaft auf und zog sinnverwirrend durch ihre Seele. Wachend träumt sie von ihm, und küßt, mit verbundenen Augen vor ihm knieend, die geliebten Hände; im Schlafe umfaßt sie sein Bild und preßt ihr thränenvolles Auge an seine Brust, und gibt ihm den Dolch in die Hand, damit er sie tödte, weil sie ohne Fortdauer dieser Seligkeit nicht leben will. Erwacht sie, so erschrickt sie vor dem Gedanken, je mit leiblichen Augen ihn zu sehen; kalter Schauer durchfährt sie, will sie sich als seine Gattin denken; aber als Mutter nur eines seiner Kinder würde sie sich als die glücklichste aller Frauen, als eine Wohlthäterin des Menschengeschlechts, ihr Dasein als ein geheiligtes ansehen. Bis zur Wildheit wächst die Begierde; und doch liegt über dem Mädchen der Schleier heiliger Unschuld, und die Angst, Thörichtes zu wollen, ringt mit einer die Grenzen des weiblichen Charakters überfliegenden, ja selbst auf den angebeteten Geliebten herabsehenden Seelengröße.

Mit tiefer Betrübniß sah Jean Paul diesem zerstörenden

Kampfe zu, aber er schrieb nicht mehr. Das gab ihr die Besinnung zurück und ein reumüthig um Vergebung bittendes gutes Kind naht sie sich dem theuern Vater. Da antwortete Jean Paul:

„Ihre sechs letzten Briefe habe ich richtig erhalten. Ich schreibe nichts lieber, als Briefe, und doch nichts seltener, als diese. Erst nach langer Zeit werden Sie wieder einen von mir erhalten. Ihre drei letzten thaten meiner Seele wohl, weil sie wieder das einzige zwischen uns mögliche Verhältniß von Vater und Tochter recht himmlisch aussprachen, ein Verhältniß, in welches mich Ihr erster Brief hinein zauberte und welches in mir bisher unverrückt geblieben. Auf diese Weise durft' ich Sie so innig lieben, Ihnen meine Locke schicken, Ihnen mein Vertrauen geben und Ihre mir unbegreifliche Bedenklichkeit des Sehens anfallen. Das Wort Vater ist für einen Vater, sowie das Wort Tochter, ein heiliges Wort.

Warum glauben Sie mich betrübt? Die Wissenschaften sind mein Himmel — ich werde von meinen Kindern und meiner Karoline beglückt und von diesen so herzlich geliebt, als diese von mir. Warum sollt' ich betrübt sein? — Allerdings über etwas: über die Zeit, an welcher jetzt fast alle Völker Europas bluten.

Ihre Offenherzigkeit gibt mir keine Schmerzen — sobald nur Sie keine dabei fühlen — sondern Freude. Sie vergöttern mich, anstatt mich zu befolgen. Ich gebe Ihnen daher keinen einzigen Rath mehr, da ich sowohl das weibliche Geschlecht kenne, als jene Feuerseelen, zu welchen Sie gehören. Nach Heidelberg kann mich erst ein Blutstrom des Kriegs abschiffen. Ich wünschte, Sie schickten mir statt der Briefe, die ich doch nicht ordentlich beantworten kann, lieber ganze Tage-

bücher Ihres Lebens, Ihrer Familie, Ihrer kleinen Ereignisse. — Es gehe Dir wohl, liebe Tochter! und der Geist des warmen Lichtes ohne Feuersturm fülle Dein Herz!

J. P. F. R.“

Nach dieser Zeit war Maria ruhig geworden; aber der Frieden der Seele war im Feuer ihrer Phantasie zu Asche gebrannt. Die heiligste Regung ihres Herzens war nicht mehr ungetrübt und es gab für sie keine Sühne außer den Tod. Nur zwei Beziehungen knüpften sie an das Leben; waren diese gelöst, so war sie frei: die Mutter durfte sie nicht verlassen, die Schwester konnte nicht allein stehen. Da starb die Mutter, und die Schwester verlobte sich. Mit beispielloser Entschlossenheit und Festigkeit führte sie nun ihr gewaltsames Ende herbei. Rasch und ruhig ordnete sie alle kleinen und häuslichen Verhältnisse und bereitete sie sich zum Abschied von einem Leben, das ihr unerträglich geworden war. In der letzten Stunde setzte sie sich hin und schrieb an Jean Paul:

„Zürnen Sie nicht, theuerster Vater, noch diese Zeilen von Ihrer unglücklichen Maria zu empfangen. Ich kann es ja nicht ertragen, daß Sie mich noch für lebendig halten, wenn ich schon todt bin. Meine Mutter ist vor zwei Monaten gestorben. Sie litt es gern, daß ich ihr nachsolge; aber sie hat mich, vorher alles zu ordnen, für meine Schwester zu sorgen und sie nicht in den Schreckenszeiten des Kriegs zu verlassen. Diese sind nun vorbei und ihre Existenz ist gesichert. Ich habe gethan, was ich konnte, und eile von einer Welt endlich wegzukommen, wo ich so unbegreiflich fehlen mußte, wo das heißeste Bestreben nach dem Besten so vergeblich war, wo ich seit meinen thörichten Briefen an Sie aus einer Verzweiflung in die andere überging. Ach! es wird im großen Universum

doch noch einen Ort geben, wo ich mich wieder erholen und endlich sein kann, wie ich sein will. Ich habe genug gelitten: ich darf sterben. Ich getraue mir aber kein Wort mehr an Sie zu schreiben, als dieß, daß die, so an Sie schrieb, gewiß todt ist, wenn Sie dieses lesen, und daß Sie darüber sich freuen sollen. — Ach Sie werden mich verachten, so lange Sie leben, und es nie glauben, wie sehr ich schmachtete, für Sie oder für die Ihrigen etwas thun zu können, und wie vielmal mich die Idee zerriß, wenn ich mir vorstellte, es ginge Ihnen nicht gut. — O! der Himmel gebe Ihnen Alles und vereinige Sie in jener Welt wieder mit den Ihrigen! — Mich aber verachten Sie doch nicht gar zu sehr, sondern geben es zu, wenn ich Ihren Kindern, an die ich ohne heiße Thränen nicht denken kann, weil sie so glücklich sind, ein kleines Geschenk schicke. Sagen Sie ihnen aber nicht, woher es kommt, ich möchte gern ganz vergessen sein und unbemerkt verschwinden. Niemand hat durch mich meine Geschichte erfahren und ich habe alle Bücher und alle Tagebücher verbrannt. Nur Ihre Locke nicht; sie bleibt an meinem Hals und ich nehme sie mit.

O, leben Sie wohl! unvergeßlich geliebter Vater! Ach, daß es so mit mir werden mußte! Mein unglücklicher Geist wird Sie aber umschweben, so lange bis Sie ihn wieder aufgenommen und mit sich nehmen. O, dürst' ich Ihnen ein Zeichen geben! Ihnen höhere Kundschaft bringen!“

Erschütternd sind die letzten Augenblicke ihres Lebens. Freundlich, aufmerksam, geschäftig in den häuslichen Anordnungen selbst in der Stunde des Abschieds gab sie der Schwester und ihrem Verlobten durchaus keinen Verdacht, und deren Angst erwachte erst, als schon das Ungeheure geschehen war.

Aber Maria war gerettet. Nichts desto weniger bestand sie auf dem Tode und widerstand mit einer unüberwindlichen Gewalt den flehenden Bitten der Ihrigen, den Rettungsversuchen der Aerzte und der Anstrengung der eignen Natur, die das verschluckte Wasser auswerfen wollte. Sie hatte sich zur sichern Erreichung ihres Zweckes da in den Strom gestürzt, wo er nach den nahen Mühlen treibt. Fischer hatten sie bemerkt und waren herbeigeeilt, und hatten nach langwierigem Kampfe mit ihr sie aus dem Wasser gezogen, und zur Schwester gebracht.

Sterbend, und unter heftigen Schmerzen, die der Widerstand gegen das heraufdringende Wasser verursachte, sprach sie zu den Umstehenden:

„Mein Glaube hat mich nicht betrogen; die Seele ist unsterblich! Als mich die tiefe Wasserwelt aufnahm und dumpfbrausend umgab, litt ich fürchterlich. Der thierische Instinkt der Selbsterhaltung, die arbeitenden Lungen, das zusammengepreßte Herz, setzten meinen Willen zu sterben in einen grauenhaften Kampf. Ich verschlang das Wasser, das mich zu retten drohte, indem es mich zweimal empor stieß zu Licht und Luft, in gierigen Zügen und rang ihm seine ungetreue Gewalt ab. Ich sank; der Strom wogte mich fort in der Tiefe. Ich zog mich auf dem Boden krampfhaft zusammen, um in der mich umfangenden Angst der Abtödtung meinen strebenden Händen und Füßen den Dienst natürlicher Ruder zu versagen. Doch noch einmal hob mich das Wasser; ich sank nieder und verlor alle Empfindung des Körpers; aber nicht die Macht des Gedankens. — Ich ward gewahr, daß sich Menschen mit ungebeter Hülfe in meinen Vorsatz mengten: ich widerstrebte ihren Versuchen; aber zuletzt hatte die Kraft mich verlassen.

Indeß mich die Stangen der Schiffer zum Land arbeiteten, erstarb meine Hülle. Aber eine helle Welt schloß sich mir auf im Tiefsten: ich feierte die Erwartung der Auflösung. Meine Seele, ihrer drückenden Bande entledigt, bewegte sich frei in neuen Regionen; Töne und Gesichte aus der andern Welt entzückten sie; eine himmlische Musik und Lichter der Ewigkeit umschwammen mich. — Jetzt zogen mich die Rauhen unbarmherzig ans Land. Meine Gesichte zerrannen; mein menschliches Bewußtsein mit all seinem unendlichen Leid kehrte zurück. Aber meine Hoffnungen stehen fest und an meinen Willen reicht keine menschliche Macht.“

Darnach versank sie in Schlummer, aus dem sie nicht mehr erwachte.

Die Briefe von ihr und den Ihrigen sandte Jean Paul an Otto mit den Worten:

„Hier, guter Otto, die herzzerschneidenden Briefe. Nun, es ist vorbei und sie starb höher, als Andere lebten. Froh bin ich, daß ich strengern Rathgebungen für meine Antworten an sie nicht gefolgt; zumal, da sogar meine milderer jezo mir erbärmlich für diese hohe Seele vorkommen, wiewohl in meiner unwissenden Lage keine andern möglich waren.“